In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" •

Nr. 185 **Posen, den 14. August 1929** **3. Jahrg.**



(8. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Er bediente sich eines alten Freundes, des Direktors Michelbach, der ihm öfter zu Diensten war. Michelbach war ein verkrachtes Genie, einer der alles konnte, was man von ihm verlangte — wenn es keine Ausdauer erforderte. Etwa 40 Jahre alt, von imponierender Figur, verfügte er über ein Auftreten, das selbst dem hartgesottensten Burschen imponierte, über eine blendende Bildung, wußte über alles Bescheid, und war ein glänzender Schauspieler. Schade, daß er keine Spur von Ausdauer besaß. Aber Carrington wußte ihn zu nehmen und hatte ihn sich zu einem ausgezeichneten Helfer erzogen. Er bat ihn zu sich.

„Wieder 'n bißchen Arbeit für mich, Carrington?"

„Ja, und eine sehr einträgliche, wenn es klappt."

„Hm, es klappt schon. Bin in Form. Was soll ich?"

„Brennen Sie sich eine Pfeife an, Charly, und hören Sie mir genau zu!"

Charly Michelbach nickte und folgte der Aufforderung. Mit stoischer Ruhe wartete er dann der Ausführungen des Detektivs.

„Also Sie sind der Direktor Maryno Barum und Impresario! All right!"

Sie suchen eine Attraktion für Ihr Unternehmen, eine Tänzerin von Rasse, möglichst eine Südländerin, eine Spanierin, vielleicht sogar eine Farbige."

„Schön! Ich suche eine Attraktion, eine Tänzerin!"

„Sie gehen zu Mister Allan Wilde und fragen ihn, ob er Ihnen nicht die Adresse von Juanita geben kann."

„All right! Tue ich! Mister Allan Wilde soll mir die Adresse von Juanita geben. Sie meinen doch die Juanita, die vor einigen Jahren im Odeon auftrat?"

„Richtig! Woher kennen Sie sie?"

„Hatte Langeweile, hab's Odeon aufgesucht. Scharmantes Weib, die Tänzerin. Was weiter?"

„Es besteht nun die Gefahr, Charly, daß Sie der Millionär Allan Wilde die Treppe hinunterwirft."

Charly riß die Augen auf. Dann lächelte er mitleidig.

„Hm! Wenn das passiert, dann zahle ich tausend Dollar."

„Ich wünsche es Ihnen nicht, aber Sie müssen berücksichtigen, daß aller Wahrscheinlichkeit nach Mister Wilde der Geliebte der Tänzerin war — oder noch ist."

Michelbach kaute an seiner Pfeife, überlegte dann eine Weile.

„Hm! Ist wohl gleich, ganz gleich, Carrington. Werde ihn schon so nehmen, daß er den sehr ehrenwerten Impresario und Direktor Barnum nicht anzutasten wagen wird."

„Ist gut, Charly. Wollen Sie noch weitere Ausführungen?"

„Nicht nötig, Carrington. Nützt mir nichts. Ich muß mich der Situation anpassen. Weiß jetzt noch nicht, wie sie sich gestalten wird. Good bye!"

Die Männer schüttelten sich die Hände. Dann erhob sich Charly Michelbach und verließ würdevoll das Zimmer.

* * *

Nach zwei Stunden stand er im Palast Allan Wildes.

Der Diener nahm die Karte, zog die Achseln hoch und bedauerte: Mister Wilde, sei nicht anwesend.

Direktor Barnum zuckte mit keiner Wimper, sondern zog seine Börse. Als der Diener eine Zehndollarnote in den Händen hielt, bequemte er sich, nachzusehen, ob sein Herr anwesend sei.

Und die zehn Dollar taten Wunder. Allan Wilde war anwesend, und nach wenigen Minuten stand Direktor Barnum vor Allan Wilde.

Der Millionär war ein Mann hoch in den Dreißigern, ein Hüne von Gestalt mit scharf ausgeprägtem Gesicht, in dem zwei wilde graue Augen saßen. Mächtig entwickelt war die Kinnpartie. Sie verriet Energie und Grausamkeit.

Seine Stimme war im gewöhnlichen Gesprächston weich wie die eines Mädchens, im Affekt schwoll sie jedoch an und klang wie das boshafte Zischen und Fauchen eines Tieres.

Seine Erscheinung war imponierend, und es gab viele, die Allan einen schönen Mann nannten.

„Was wünschen Sie. Bitte kurz. Ich habe keine Zeit!"

„Eine Adresse!"

„Wessen Adresse?"

„Die der Tänzerin Juanita!"

Es schien in dem Augenblick, als wolle sich Allan Wilde auf den Frager stürzen. Seine Augen funkelten ihn wild an, und seine Hände ballten sich. Er bezwang sich aber.

„Juanita? Sie wollen wissen, wo sie sich aufhält? Warum?"

„Ich brauche sie für eine Attraktion. Vor Jahren sah ich sie im Odeon, und — sie scheint mir geeignet."

Allan Wildes Augen saugten sich an Michelbachs Antlitz fest. „Warum kommen Sie dann zu mir? Fragen Sie doch die Agenten!"

Der Direktor blieb ganz ruhig. „Das hab' ich getan, Sir. Aber keiner wußte sie. Einer sagte mir, daß Sie mir vielleicht die Adresse geben könnten."

„Wer war das?"

„Das ist Geschäftsgeheimnis, Sir."

„So! Geschäftsgeheimnis? Hat Ihnen der Betreffende nicht gesagt, warum Sie sich an mich wenden sollen?"

„Nein! Ich hab' mir's denken können, aber das spielt keine Rolle und hat für mich nicht das mindeste Interesse."

Das ruhige Auftreten Michelbachs verfehlte seine Wirkung auf den Millionär nicht. Charly merkte es.

„Ihren Worten, Sir," sprach er weiter, „entnehme ich, daß Ihnen meine Frage peinlich ist. Das bedaure ich sehr. Es lag nur in meiner Absicht, Sie um Juanitas Adresse zu bitten. Ich dachte, daß ein Gentleman die Frage eines Gentlemans nicht übelnehmen wird."

Allan Wilde sah zu Boden und sagte kein Wort. Er schien zu überlegen.

„Bitte, nehmen Sie Platz, Sir," sprach er ruhig weiter. Charly tat's und der Millionär gleichfalls.

„Ich kann Ihnen Juanitas Adresse nicht geben, denn ich weiß sie selber nicht. Vor einem Jahr verließ ich sie in Barcelona; wir schieden in Unfrieden. Genügt Ihnen das, Mister Barnum?"

„Ich danke Ihnen, Sir. Es ist natürlich schade. Ich hatte mich auf Juanita kapriziert, werde nun wohl aber verzichten müssen. Man findet Tänzerinnen von Rasse selten, und Juanita war eine dieser wenigen."

Allan nickte stumm. Keine Muskel seines Gesichts zuckte, aber Charly merkte, wie es in ihm arbeitete. Gewann die Vergangenheit wieder Macht über ihn? Loderte die Flamme der Leidenschaft aus dem Funken unter der Asche wieder in ihm empor?

„Ich — möchte Sie bitten, Mister Barnum, die Nachforschungen nach Juanitas Adresse nicht aufzugeben. Ich habe selbst großes Interesse daran. Rechnen Sie mit meiner Erkenntlichkeit, wenn Sie Juanita finden."

Damit war die Unterredung zu Ende.

* * *

Als Charly zwei Stunden später bei Carrington saß und seinen Bericht gegeben hatte, klopfte sich der Detektiv auf die Schenkel.

„Das haben Sie fein gemacht, Charly. Hier haben Sie

hundert Dollar. Sie sind also fest überzeugt, daß Allan Juanitas Aufenthalt nicht kennt?"

„Er kennt ihn nicht."

„So!" Mißmutig sah der Detektiv vor sich hin. „Es paßt vorläufig nicht recht in meine Kombinationen."

Dann wandte er sich wieder Charly zu und sagte langsam und eindringlich:

„Halten Sie Allan Wilde für fähig, einen Mord zu begehen?"

Charly lachte kurz und trocken auf. „Wohl nicht, oder doch, wenn ich berücksichtige, daß es um eine Frau sein könnte. Er ist bestimmt stark animalisch veranlagt."

„Ja, wir wollen uns nichts vormachen, Charly. Allan ist ein von der Kultur belecktes Tier. Ein großes Tier, vielleicht eine Bestie. Wer weiß es. Haben Sie den alten Wilde gekannt? Nicht! Ich hab' ihn gekannt. Das war eine Bestie, ein Teufel. Ein Sklavenhalter, wie er scheußlicher nicht sein konnte und — man sagt sogar, vielleicht nicht mit Unrecht, — daß es Amerikas größter Sklavenhändler war, der noch lange nach Abschaffung der Sklaverei mit der menschlichen Ware handelte. Und das Blut dieses Sklavenhändlers muß in seinen Söhnen sein. Harry scheint mehr nach der Mutter geartet. Aber Allan hat das grausame Blut seines Vaters in den Adern. Allan ist ein Tier."

„Vielleicht kalkulieren Sie richtig, Carrington. Auch Blut ist Wandlungen unterworfen. Es degeneriert, verflacht."

„Sie haben sich den Mann doch richtig angesehen, Charly. Sieht er nicht grausam aus?"

„Das wohl, aber er hat sich als Gentleman benommen."

„Sie verfallen immer wieder in ihre alten Fehler, Charly, um eines kleinen, netten Zuges willen, der vielleicht durch eine Zufallslaune entstand, ein Menschenbild zu frisieren."

„Niemand kann wider seine Natur, Carrington," seufzte Charly. „Sie wollen in Ihren Menschen immer den Verbrecher sehen, ich aber den — Menschen."

Carrington lachte leise auf. „Nein, nein, mein Lieber. Da sind Sie im Irrtum. Aber ich habe mich daran gewöhnen müssen, ohne Voreingenommenheit zu prüfen. Ich habe sehr liebenswürdige Verbrecher kennengelernt, verabscheuungswürdige Gesellen, Charly. Jeder Verbrecher ist zum guten Teile Schauspieler, muß es sein, dazu zwingt ihn schon das Verbrechen. Jedenfalls haben Sie Ihre Sache glänzend gemacht, Charly. Vielen Dank und auf Wiedersehen. Ich verreise."

„Wohin, Carrington?"

„Zunächst einmal nach Barcelona!"

* * *

Mistreß House fühlte sich sehr einsam, als Helen von ihr gezogen war. Sie hatte das herzensgute, schöne Mädchen lieb gehabt wie eine Mutter.

Lange konnte sie sich nicht entschließen, Helens Zimmer zu vermieten.

Sie betrat es des Tages öfter und ließ Erinnerungen aufleben, Erinnerungen an köstliche Stunden des Beisammenseins mit einem ganzen, aufrechten Menschen. Wenn sie an Helen dachte, traten ihr Tränen in die Augen.

Schließlich beschloß sie doch, das Zimmer zu vermieten.

Das Alleinsein ertrug sie nicht mehr. Nur einen Menschen in der Nähe wissen, das tat schon wohl!

Am Tage nach Erscheinen ihrer Anzeige in einer Friskoer Zeitung erschien ein Mann bei ihr und wollte das Zimmer mieten.

„Mein Herr," sagte Mistreß House verlegen, „ich möchte das Zimmer nur an eine Dame vermieten. So steht es auch in der Anzeige."

„Ja, Mistreß House, so schrieben Sie. Aber vielleicht machen Sie doch einmal eine Ausnahme. Sie sind mir sehr empfohlen worden, und ich suche ein friedliches, freundliches Zimmer, ohne Ansprüche zu machen."

„Wer hat Sie denn hergeschickt?" fragte Mistreß House geschmeichelt.

„Meine beste Pflegerin, Miß Helen Scholler, die ich leider an den Millionär Wilde verloren habe. Ich bin Dr. Alving vom Witte-Hospital."

Mistreß House war äußerst überrascht und wurde verlegen.

„Sie sind Dr. Alving? Ja, das ist was anderes. Ich will schon. — Also Helen hat mich Ihnen empfohlen. Natürlich. — Wenn Ihnen das Zimmer gut genug ist. — Das freut mich sehr, Herr Doktor, das freut mich sehr."

Doktor Alving nickte. „Sie hat mir nicht das Zimmer empfohlen. Es war ihr überhaupt nicht gegeben, sich so offen auszusprechen. Aber aus ihren Worten klang des öfteren eine so große Hochachtung vor Ihnen, und ein solches Zufriedensein mit ihrer kleinen Häuslichkeit, wie sie sich ausdrückte, daß mich ihre Anzeige sofort lockte."

Mistreß House strahlte.

„Wollen Sie sich das Zimmer ansehen, Dr. Alving?"

Die Besichtigung ging sehr rasch vonstatten; man wurde in wenigen Minuten handelseinig, und Doktor Alving erklärte, daß er bald einziehen wolle.

Er kam schon zwei Tage später.

Mistreß House konnte sich nicht beklagen. Doktor Alving war ein sehr ruhiger und stiller Mieter, stets höflich und zuvorkommend und von zarter Rücksichtnahme, die wohltat und doch manchmal peinlich war. Beinahe zu viel Zartgefühl bewies der Mieter.

Nur langsam entwickelte sich ein persönlicher Verkehr zwischen beiden.

Doktor Alving war sehr ernst und die alte Frau zu taktvoll, um ihn irgendwie mit Fragen zu behelligen.

Eines Tages kamen sie miteinander ins Gespräch. Es war an einem Sonntagnachmittage.

Doktor Alving hatte die Einladung seiner Wirtin zu einer Tasse Kaffee angenommen.

Sie wechselten dabei höflich Rede und Gegenrede und sprachen doch aneinander vorbei.

Mistreß House seufzte tief auf. „Was mag unsere gute Helen jetzt tun? Wenn ich doch erst einmal ein Lebenszeichen von ihr hätte!"

Doktor Alving war zusammengefahren.

„Ja — ich glaube, es gibt doch Gedankenübertragungen — ich dachte eben auch an sie. Wo mag sie jetzt sein? Gewiß außer Landes auf Reisen."

„Ja, sie sind nach Europa gefahren. Ich habe bei der Trauung als Zeuge mitgewirkt.

Es ging sehr rasch, mußte sehr rasch gehen, denn Harry Wilde war, wie Carrington sagte, in Gefahr, man trachtete ihm nach dem Leben."

„Erzählen Sie mir alles," bat Alving, der ganz blaß geworden war.

„Die Zusammenhänge sind auch mir nicht bekannt, Mister Alving. Ich kann Ihnen nur erzählen, was ich sah und hörte."

„Ich bitte Sie darum, Mistreß House."

Treulich berichtete sie ihm alles, was sie wußte, und sie war fassungslos, als sie sah, wie es in des Doktors Zügen arbeitete.

Gerührt bemerkte sie die Anteilnahme, die Doktor Alving an Helens Geschick nahm.

„Wann Helen — ich kann mich immer noch nicht an eine andere Bezeichnung gewöhnen —zurückkommt, wissen Sie nicht, Mistreß House?"

„Nein. Sie wird sicher auch nicht nach Newyork zurückkehren, sondern das Paar wird sich voraussichtlich nach Mister Wildes Farm, begeben."

„Wo liegt die?"

„Irgendwo an der mexikanischen Grenze. Carrington wird es wissen."

Doktor Alving sah eine Weile zu Boden, dann sagte er ganz leise:

„Würden Sie es seltsam finden, wenn ich Helen einmal aufsuchte? In einigen Monaten?"

„Sie wird sich gewiß freuen, Herr Doktor."

„Ja, ich möchte sie wiedersehen, Mistreß House, nur sehen, ob sie glücklich ist. Wenn sie es ist, dann will ich ganz zufrieden sein."

„Herr Doktor?" sagte Mistreß House erstaunt.

Alving sah ihr offen ins Auge. Es kostete ihn Mühe, aber er sprach es offen aus.

„Ich habe Helen lieb gehabt, Mistreß House, sehr lieb. Das ist es."

Die alte Frau hob die Augen in fassungslosem Staunen zu ihm, dann schien sie zu überlegen, und über ihre gütigen Züge huschte ein Ausdruck des Erschreckens.

Sie wollte sprechen, aber sie fand keine Worte, nur Tränen. Hemmungslos weinte sie.

„Was ist Ihnen?" Doktor Alving war aufs höchste erschrocken.

Bald hatte sich die alte Frau wieder in der Gewalt. Mit einem seltsamen, noch von Tränen verschleierten Blick umfaßte sie das Antlitz des Arztes.

„Verzeihen Sie mir. Fragen Sie nicht, warum ich weinte. Fragen Sie nicht, lassen Sie sich nur eins sagen: Das Leben ist grausam, bitter grausam."

* * *

Carrington hatte Glück.

Er fand Juanita zwar nicht in Barcelona, auch nicht in Madrid, auch nicht in Marseille, aber in Paris stellte er sie.

Tief atmete er auf; ein Gefühl der Befriedigung erfüllte ihn, als er in der bequemen Loge in der Alhambra saß und wartete

(Fortsetzung folgt).

Die Verbannungsorte des neuen Rußland.

Die Hölle von Solovetzk. — Moderne Folterknechte. — In Sibirien 150 000 Verbannte.

Sowjet-Rußland hat aus dem zaristischen Rußland das Mittel der Verbannung übernommen, um sich lästiger Feinde zu entledigen.

Als der schlimmste dieser Verbannungsorte gilt Solovetzk, eine Insel im Weißen Meer, nördlich von Archangelsk. Abgesehen von dem unerträglichen Klima ist auch die Behandlung der Gefangenen oder Verbannten, wie man sie nennen will, unmenschlich und grausam. Sie sterben zu Hunderten, von Krankheiten, Kälte oder Hunger hingerafft. Niemand kümmert sich um sie, ja die Welt erfährt nicht einmal, wenn sie verschwunden sind.

Die Verbannten, die oft viele Tage ohne Nahrung zubringen müssen, haben, wie Georg Popoff berichtet, die schwerste körperliche Arbeit zu verrichten. Ende 1927 waren in Solovetzk allein zehntausend Verbannte, aber die Zahl hat sich immer weiter erhöht, obwohl mit einem jährlichen Sterblichkeitssatz von 60 Prozent gerechnet wird.

Einer der Verbannten ist es nach vierjährigen Leiden gelungen, aus Solovetzk zu entfliehen; sie war die junge Frau eines russischen Arztes und wie so viele andere nach Sibirien verbannt, weil sie zu den Anhängern Trotzkis gehörte. Diese Frau schildert die Leiden, die diese Armen auszustehen haben, in höchst anschaulicher Weise. Das geringste Vergehen gegen die Vorschriften der Strafkolonie wird schwer bestraft, und zwar kommen diese „Schwerverbrecher" in den Dunkelraum, in dem nicht nur völlige Dunkelheit herrscht, sondern wo auch die Luftzufuhr gesperrt ist, indem alle Oeffnungen sorgfältig verstopft sind. Hier muß das Opfer bleiben, bis es ohnmächtig zusammenbricht. Dann bringt man den Unglücklichen an die frische Luft, aber nur um ihn erneut den Qualen des Dunkelraums auszusetzen, sobald er sich einigermaßen erholt hat.

Im schlimmsten Winter müssen die Gefangenen häufig nur in ihren Unterkleidern zur Arbeit antreten. Hat einer die Kühnheit, sich gegen diese Maßnahme aufzulehnen, so hat man auch für ihn die richtige Strafe, indem man ihn nämlich für Stunden in der Eiszelle einschließt. Diese Eiszelle ist ebenfalls völlig dunkel, und es befinden sich weder Stühle noch Bänke darin. Außerdem wird sie mit Wasser überschwemmt, das rasch zu festem Eis friert, da die Wintertemperatur in Solovetzk viele Grade unter Null beträgt. In dieser Umgebung erstarren die unglücklichen Gefangenen selber zu Eisklumpen und müssen, wenn sie bei der Entlassung aus dieser Zelle überhaupt noch am Leben sind, in das Hospital gebracht werden. In diesem Hospital sind im letzten Winter von 1400 Patienten nicht weniger als 1040 gestorben.

Aber nicht nur in der Kälte haben die modernen Folterknechte ein gutes Mittel gefunden, die Widerspenstigen zu bändigen; sie wissen sich auch bei warmem Wetter zu helfen. Wenn die Gefangenen an heißen Tagen sich aufsässig zeigen, so werden sie vollständig entkleidet, mit Fett eingerieben und dann im brennenden Sonnenschein an einen Baum gebunden. Die Aermsten müssen den ganzen Tag in dieser Stellung bleiben und werden erst gegen Abend wieder befreit. Dann aber sind sie fast schon zerfressen von Fliegen, Moskitos und anderen Insekten.

Etwas besser haben es die in die sibirischen Dörfer Verbannten, die ein einigermaßen freies Leben führen; sie haben nur die Verpflichtung, sich mehrmals wöchentlich bei der Ortspolizei zu melden. Aber auch ihr Dasein ist alles andere als beneidenswert. Sie sind Tausende von Meilen von der Eisenbahn entfernt, und der Lebenskampf ist hart, denn sie finden nur selten Arbeit bei den ansässigen Bauern. Hinzu kommt, daß die Lebensmittel in den Dörfern so knapp sind, daß sie gezwungen sind, immer weiter ins Land hineinzuwandern, nur um das nackte Leben zu fristen. Jeder Verbannte bekommt von der Regierung monatlich eine Unterstützung von fünf Rubel (etwa zehn Mark), eine Summe, die gerade ausreicht, um sich die ersten Tage des Monats mit Brot zu versehen. Hinterher müssen sie betteln, wenn sie nicht verhungern wollen.

In Sibirien gibt es annähernd 150 000 Verbannte. Das schlimmste ist, daß sich unter ihnen unzählige Spione befinden, die durch ihre Anzeigen das traurige Los ihrer Mitgefangenen nur noch verschlimmern; sie tun es um den Preis, sich selber vor dem Schicksal des Verhungerns zu retten.

Von der Außenwelt sind die Verbannten tatsächlich abgeschnitten. Briefe und Zeitungen erreichen sie selten; oft hören sie monatelang nicht, was in der Welt vorgeht.

Am besten ist es für sie noch, wenn sie krank werden. Dann werden sie in das Hospital gebracht und haben wenigstens ein Bett und das tägliche Essen.

Meist dauert die Verbannungszeit fünf bis zehn Jahre; aber auch dann darf der freigelassene Verbannte nicht nach Moskau oder Petersburg zurückkehren, sondern muß sich in irgend einem dünnbevölkerten Bezirk niederlassen, wo er immer unter sorgsamer Aufsicht der Behörden bleibt.

Und das sind die Zustände des Jahres 1929! E. H.

Ein wenig Vorsicht — und es gibt keine Gasunfälle mehr.

Unfälle werden sich nie ganz ausschalten lassen. Unsere sensationslüsterne Zeit will die Meldungen über solche Unfälle in einer Aufmachung, die Schreck einjagt, aber nicht zur Vorsicht erzieht. „Mörder Gas!" — „Eine Frau durch Gas vergiftet!" — „Selbstmord durch Gas!" das ist eine kleine Blütenlese von Meldungen, die das Publikum mißtrauisch gegen das Gas machen. Angst vor dem Gas ist aber garnicht berechtigt, denn es ist sicherlich nicht gefährlicher als irgendein anderes Ding, mit dem wir alltäglich umgehen müssen, und das, falsch gebraucht, auch tödliche Folgen hat. So kamen ums Leben durch:

	1925	1926
Ertrinken	2528	2569
Sturz	3893	3985
Ueberfahren	3012	2966
Verbrennen und Verbrühen	1178	950
Elektrizität	300	275
Gas und Rauch	574	505

Leider ist in der Rubrik „Gas- und Rauchunfälle" nicht unterschieden zwischen Unglücksfällen durch Leucht- und Kochgas sowie andere Gase. Die bisher noch nicht veröffentlichte Statistik für 1927 nimmt erstmalig eine solche Trennung vor und gibt an: durch Leucht- und Kochgas 327 tödliche Unfälle, durch andere Gase 253 tödliche Unfälle, davon allein Kohlenoxydgase 134 tödliche Unfälle. Diese zwar traurigen, aber nüchternen Zahlenvergleiche beweisen, daß die Unglücksfälle durch Leucht- und Kochgas erfreulicherweise nicht so zahlreich sind, wie gefühlsmäßig vielfach angenommen wird. Für 1927 beispielsweise machen sie bei rund 15 000 Unglücksfällen knapp 2 Prozent aus. Der weitaus größte Teil der Todesfälle durch Gas sind Selbstmordversuche, für die das Gas überhaupt nicht verantwortlich gemacht werden kann. Wenn man bedenkt, daß erst 15 bis 20 Minuten nach dem Ausströmen des Gases Lähmung des Willens und Bewußtlosigkeit eintreten, dann versteht man die Hartnäckigkeit, mit der ein solcher Selbstmörder seinem Leben ein Ende machen will. Wer aber so hartnäckig sein Leben beschließen will, der würde, wenn Gas nicht giftig wäre, bestimmt zur Pistole oder einem anderen Mordinstrument greifen. Wenn die Zahl der Selbstmordversuche durch Gas so groß ist (1927 etwa 1100 Fälle), so kann das nur dadurch erklärt werden, daß Gas sehr leicht zugänglich ist und daß durch die ständig wiederkehrende Rubrik „Gasselbstmorde" eine Art Suggestion auf Lebensmüde ausgeübt wird.

Die eigentlichen Gasunfälle selbst haben sich bei genauer Prüfung fast stets als Folgen falscher Bedienung der Gasapparate, Unachtsamkeit und Nachlässigkeit herausgestellt. Wie oft kommt es vor, daß Kinder unbeaufsichtigt in der Küche am Gasherd spielen! Da ist schnell ein Gashahn aufgedreht und damit das Unglück geschehen. Wenn es an der Tür klingelt, sollte keine Hausfrau die Gasflamme brennen lassen. Ein plötzlicher Windstoß kann die Flamme auslöschen, und schon strömt das Gas aus. Gas selbst kann zwar nicht explodieren, aber in einem bestimmten Verhältnis mit Luft gemischt, entsteht das hochexplosive und außerordentlich gefährliche Knallgas. Gerade um Gefahren aus dem Weg zu gehen, sollte jeden Abend vor dem Schlafengehen nachgesehen werden, ob der Gashahn gut verschlossen ist. Das ist eine Vorsichtsmaßregel, die so gut wie keine Zeit und Mühe erfordert, aber unendlich viel Unheil verhütet. Man verlasse sich nicht auf den Geruch. Die abends im Raum vorhandene Gasmenge ist vielleicht sehr gering. Im Laufe der Nachtstunden sammelt sich aber immer mehr an, und morgens, wenn mit einer Kerze der vergaste Raum betreten wird, ist das Unglück schon geschehen.

Ein wenig Vorsicht im Umgang mit Gas, und die Gasunfälle würden eine große Seltenheit werden. Gasunfälle, die nicht auf Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit zurückzuführen sind, sondern etwa auf Rohrbruch und dergl. mehr, sind ganz außerordentlich selten. Die Technik ist so weit entwickelt, daß man sie fast mit Sicherheit verhüten kann.

Schneesturm im Hochsommer.

Bei einer Temperatur von über 30 Grad Wärme konnten die Besucher der Ufa-Produktionsanlagen in Berlin-Neubabelsberg in der letzten Woche eine herrliche Schneelandschaft bewundern, die in dem alten Metropolis-Komplex errichtet worden ist. In blauweißlich blendender Helle schimmert auf den Straßen und Dächern der dort errichteten Bauten, in deren Mittelpunkt das Lustschlößchen des Zaren steht, der Winterschnee, und drei Nächte hindurch wütete dort ein Schneesturm, wie man ihn sich stärker und realistischer nicht vorstellen kann.



Iwan Mosjukin in der Titelrolle des neuen Ufaton-Filmes „Der weiße Teufel", der unter der Produktionsleitung Bloch-Rabinowitsch nach Leo Tolstois Novelle „Hadschi Murat" gedreht wird. Phot. Ufa.

Es handelte sich um die Aufnahme einer Reihe von Szenen für den neuen Ufaton-Großfilm „Der weiße Teufel", der von dem bekannten Regisseur Alexander Wolkoff unter der Produktionsleitung von Bloch-Rabinowitsch hergestellt wird. Zanaide (Betty Amann), eine Tscherkessin und Jugendfreundin von Hadschi Murat (Iwan Mosjukin), die von russischen Kriegern geraubt und nach Petersburg verschleppt worden ist, wo sie sich zur Primaballerina der Hofoper aufschwingt, ist in das Lusthaus des Zaren (Fritz Alberti) gelockt worden und wird durch einen kühnen Handstreich des „weißen Teufels", wie Hadschi Murat im Volksmunde genannt wird, befreit und auf nächtlicher Flucht durch verschneites Gelände gerettet.

Bei der Aufnahme dieser Szenen kam es übrigens zu einem Unfall, der aber glücklicherweise noch verhältnismäßig glimpflich abgelaufen ist. Der kaiserliche Schlitten mit Zanaide und dem Adjutanten (Harry Hardt) sollte in voller Fahrt vor dem Schlosse ankommen, wo der Kutscher die beiden feurigen Hengste, die den Schlitten zogen, mit einem Ruck kurz vor der Kamera parieren sollte. Durch das Licht der mächtigen Scheinwerfer geblendet und durch das Donnern der Windmaschinen erschreckt, machten die edlen Pferde einen mächtigen Satz zur Seite. Einer der Gäule bäumte sich hoch auf und landete mit den Vorderhufen auf der Kamera des Photographen, der bis zur letzten Sekunde weiter drehte und sich erst einen Augenblick vor der Katastrophe durch einen mächtigen Satz in Sicherheit brachte. Glücklicherweise hat das Negativ beim Zusammenbrechen der Kamera nicht gelitten, so daß die atemraubende Episode einen der Höhepunkte des ganzen Films bilden dürfte.

Tonfilmdichter vor die Front!

Karl Laemmle, der große amerikanische Filmproduzent süddeutscher Abstammung, erläßt in der „Saturday Evening Post" folgenden Aufruf: „Ich wende mich an die jungen Autoren der ganzen Welt, für deren Arbeiten ich stets das größte Interesse habe. Wenn einer von ihnen eine wirkliche eigene Idee hat, die als interessanter Tonfilm zu verwenden ist, soll er nicht zögern, es mir mitzuteilen. Auch wenn die Arbeit noch unfertig ist, werde ich sie — wenn sie interessant — kaufen!"

Soll man mit seiner Frau reisen?

Das moderne Leben ist ungeheuer kompliziert. Wir müssen uns mit Problemen abquälen, an die früher kein Mensch dachte. Da ist beispielsweise die Ferienreise. Ehemals war das höchst einfach. Kam die Zeit der Ferien, dann packte man die Koffer und reiste mit der Frau in die Berge. Oder an die Ostsee. Oder wenn's so weit nicht langte, in die Mark. Und wenn man Kinder hatte, da reiste eben die ganze Familie.

Heute ist das anders. Da wird eifrig die Frage erörtert, ob es gut sei für die Ehegatten, die Ferien gemeinsam zu verbringen. Oder ob es der Harmonie der Ehe nicht förderlicher wäre, wenn die Frau in Westerland flirtet und der Mann sich auf der Alm, da, wo es bekanntlich ka Sünd' gibt, nach Kräften amüsiert.

Wir in Deutschland nehmen die Sache noch nicht ernst genug. Wir begnügen uns, das Thema mit allerlei Witzeleien abzutun. In England aber wird die Frage mit geradezu wissenschaftlichem Ernst behandelt. Ein Londoner Geistlicher, der Reverend Shepherd, hat die öffentliche Aufmerksamkeit zuerst auf den Gegenstand gelenkt. Und jetzt beschäftigen sich alle englischen Blätter damit. Sogar in Leitartikeln wird die Frage der Ferienreise der Ehegatten erörtert. Der Reverend Shepherd, der mit der Ehe wohl schlechte Erfahrungen gemacht haben muß, meint, man könne es dem Mann nicht verdenken, wenn er sich nicht immer von dem „weiblichen Schatten" umgeben sehen wolle, und daß er den „Sonnenschein einer kleinen Veränderung" wirklich einmal nötig habe. Das ist „natürlich" auch die Ansicht Bernard Shaws, der immer dabei ist, wenn es gilt, gegen den Strom zu schwimmen. Eheleute, erklärt er, sehen sich viel zu viel. Sie sollten einmal auseinandergehen. Dann gibt es wenigstens keine Zusammenstöße. Anders urteilt die Schriftstellerin Belloc Lowndes. „Vielleicht bin ich", sagt sie, „etwas altmodisch, aber ich meine, Ehegatten sollten ihre Ferien zusammen verbringen. Wenn sie schon zu Hause nicht besonders miteinander harmonieren, dann wird auch eine zeitweilige Trennung nichts helfen. Es steht im Gegenteil zu befürchten, daß durch die Trennung nur eine weitere Entfremdung herbeigeführt wird."

Fröhliche Ecke.

Guter Rat. Ich hause im lieblichen Plauen, nicht dem vogtländischen, sondern dem ebenso benannten Vorort von Dresden.

Man gelangt nach Plauen mittels Linie 15 der Städtischen Straßenbahn.

Ich stehe zur Mittagszeit an der Annenkirche und warte auf die 15. Es kommt eine 7, die nach Löbtau fährt. Es kommt eine 7, die nach Löbtau fährt. Es kommt, des starken Verkehrs wegen, eine außeretatmäßige 7, die nach Löbtau fährt. Dann kommt eine stoppevolle 15.

Ich bekomme traun fürwahr in drangvoll fürchterlicher Enge doch noch einen Platz und bemerke, daß außer Führer und Schaffner eine weitere Amtsperson den Wagen bevölkert: ein Kontrolleur.

„Wir armen Plauener," hebe ich an, „wir werden so benachteiligt. Jetzt mußte ich 10 volle Minuten auf eine 15 warten. Inzwischen gingen nicht weniger als drei Straßenbahnzüge nach Löbtau. Löbtau wird so gut bedient und Plauen so vernachlässigt . . ."

Der Kontrolleur nimmt gelassen meine Klage hin. Dann sagt er: „Da dädch nach Lebbdau ziehn." („Simplizissimus")

Vom geizigen Schotten.

Ein Schotte hatte sich mit einem jungen Mädchen, der Erbin eines großen Vermögens verlobt. Wenige Tage nach der Publizierung dieses Ereignisses, traf ihn ein Freund auf der Straße, der ihn stürmisch beglückwünschte. „Mein Lieber", sagte er, da hast du ja wirklich das große Los gezogen. Deine Braut soll ja unerhört reich sein. Wenigstens erzählt man sich von ihrem Vermögen Wunderdinge."

Der Schotte verzog das Gesicht: „Mein Gott," sagte er, „so gefährlich ist das ja nun doch nicht. Du weißt doch, wie die Leute gleich immer übertreiben".

„Na, erlaube mal," sagte der andere, „der Großvater deiner Braut war doch einer der reichsten Männer Englands, das weiß doch jedes Kind. Soviel ich gehört habe, soll das junge Mädchen mindestens 1 Million Pfund mitbekommen!"

„Ja, ja, das ist schon richtig," sagte der Schotte ohne sonderlichen Enthusiasmus. Der Freund schüttelte den Kopf: „Was, ist dir das noch nicht genug!" rief er. „Du machst wahrhaftig ein Gesicht, als wären dir alle Felle weggeschwommen. Was ist denn mit dir los?"

„Ach, weißt du," seufzte da der Schotte, „das wäre ja alles ganz schön, wenn man nicht bei einer Verlobung so entsetzliche Ausgaben hätte. Bedenke doch: Für die Trauringe habe ich allein ein ganzes Pfund bezahlt!"